



FRIKTIONEN

Beiträge zu Politik und Gegenwartskultur

Ausgabe 29/2014

Die Zirkulation um das leere Ich.

Editorial	S. 2
Mehr Airness?	S. 3
I don't know what happened	S. 4
Bilderwitze (Thomas Glatz)	S. 5
Cpt. Kirk &, Teil 2	S. 5
Erste Ubbelohdegeschichte: The Buntfarbene Rocksäume (Thomas Glatz)	S. 6
Auffahrunfall	S. 10
Kommunikationsversuche XVI (Thomas Glatz)	S. 11
Im Hofgarten – Save our souls (Miss Harmlos)	S. 12
Rezensionen	S. 16
Aus dem Plattenarchiv	S. 20

Editorial

Herbstbeginn, Ebola, Islamischer Staat und Ukraine Krise. So könnte man die vergangenen drei Monate zusammenfassen – zumindest aus medialer Sicht. Die vorliegende Ausgabe der Friktionen bietet zu keinem dieser Themen etwas. Stattdessen beginnt Thomas Glatz hier eine Trilogie über den Literaturagenten Ubbelohde. Wir dürfen nach furiosem Auftakt gespannt sein, wie es mit ihm und dem Protagonisten in der nächsten Ausgabe weiter geht. Miss Harmlos entführt uns in den Hofgarten und die Händel, die ehemalige Mitglieder der bayerischen Ministerialbürokratie dort miteinander haben.

Wenn es etwas in den letzten 20 Jahren zu lernen gab, dann, dass der Markt es jetzt nicht nur richten soll, sondern nach Möglichkeit auch das Handeln derjenigen steuern, die nie und nimmer Unternehmer werden wollten. Ich möchte in den Friktionen mit einer abgeschwächten Form dieser Lehre experimentieren. Unter dem Motto ‚nenn mir Dein Thema‘ werden sich die Friktionen den Geschehnissen annehmen, die von eurer Seite gewünscht werden.

Also schreibt! Meldet euch unter dem Motto ‚Dazu will ich etwas in den Friktionen lesen!‘ Nach wie vor gilt auch die Einladung für ‚Friktionen‘ zu schreiben, zu zeichnen oder zu fotografieren. Wem's gefällt, kann das Magazin per Newsletter bei friktionen@web.de abonnieren.

München, September 2014

Impressum:

Friktionen erscheint in unregelmäßigen Abständen in elektronischer Form.

Herstellung, Redaktion, Beiträge und Verantwortlicher im Sinne des Presserechts:
Matthias Hofmann
Schwanthalerstr. 94
80336 München

Mehr Airness?

Auf der Bühne herumspringen, Performance auf Teufel komm raus, herumfuchteln auf einer virtuellen Gitarre. Nach 60 Sekunden ist alles vorbei und es werden Punkte vergeben, ganz wie beim Eiskunstlauf. Nach dem Durchlaufen von zwei Disziplinen steht fest: Die neue Weltmeisterin im Luftgitarrespielen kommt aus Japan und heißt Nanami Nagura. Ihren Titel hat sie am 29. August in Oulu, Finnland errungen. Sie setzte sich in einem Feld von 16 Landesmeistern durch und konnte eine gläserne Gitarre nach Hause tragen. Nach Meinung der Preisrichter hatten ihre beiden Auftritte am meisten ‚Airness‘, laut Definition des Verbandes ‚World Air Guitar Federation‘ ist das ‚die besondere Gabe, die bloße Imitation zu transzendieren und das Luftgitarrespielen zu einer eigenständigen Kunstform zu erheben‘. Auch Technik, Mimik und Bühnenpräsenz waren wohl ok.

Ob Frau Nagura dabei mehr Zuspruch hatte als die jeweiligen Weltmeister in den Jahren zuvor ist schwer festzustellen. Während man das Phänomen an sich schon auf der ein oder anderen Party oder in der Disko zu Gesicht bekommen hat, mag die Tatsache eines organisierten Events rund um dieses Ritual für den ein oder anderen neu sein. In Hildesheim hat man sich sogar wissenschaftlich mit dem Thema beschäftigt. Aus dem dortigen Seminar ist dabei eine Weltmeisterin hervorgegangen. In Zeitungsartikeln fasst der dortige Dozent seine Forschungsbemühungen folgendermaßen zusammen: ‚Die Luftgitarre ist als Reaktion auf kollektiv erfahrbare Musik entstanden, sie ist Ausdruck von Teilhabe an der Rockkultur und sie funktioniert nur als Feedback in einem Regelkreis von ästhetischer Produktion und Rezeption.‘¹ Das mag genauso richtig wie uninteressant sein. Was treibt dazu eine körperliche Ausdrucksform der Musikkonsumption zu einem öffentlichen Ritual umzuformen und dies auch noch mit Wettbewerbsregeln aus dem Sport zu hinterlegen? Woher diese Faszination? Der organisierte Luftgitarrenwettbewerb scheint ein gutes Beispiel für ein Ereignis zu sein, das um ein leeres Zentrum aufgebaut wird und trotzdem sozial funktioniert.

Er ist interessant, weil hier Entsubstantialisierung von Handlung sehr augenfällig stattfindet und das Ereignis drumherum, sprich Kandidaten präsentieren, Raum mieten, Punkte vergeben, in bester Konventionalität durchgezogen wird. Man könnte hier Parallelen zu einer der zentralen Entwicklungen der späten Moderne ziehen. Ist der Finanzmarkt nicht die Luftgitarre des Kapitalismus, die Ich AG nicht die Luftgitarre des Proletariats, Pop Art und Readymades nicht die Luftgitarre der Kunst, Gouvernance nicht die Luftgitarre von Politik, der Vergnügungspark nicht die Luftgitarre der Stadt und schließlich Glen Branca nicht die Luftgitarre des Rock? In all diesen Fällen funktionieren die Verweisungssysteme auf das substantielle Phänomen noch weitgehend bruchlos, lassen die Oberfläche bestehen und laufen phänomenologisch unauffällig vor sich hin. Der moderne Politiker spielt den ‚echten‘ Politiker, so wie der Finanzmarktakteur den ‚echten‘ Unternehmer. Es ist ein substantieller Bestandteil ihrer Jobs Identität mit sich selbst in ihrer Berufsrolle zu behaupten und das leere Zentrum gegen seine Entdeckung abzuschirmen.

¹ Mathias Mertens – Lob der Luftgitarre. Musik ist immateriell., in: Der Freitag, 5. Februar 2009, 6. Woche, S. 23.

Dabei geht es nicht darum den Verlust von ‚Substanz‘ in diesen gesellschaftlichen Organisationssystemen zu beklagen. Das wäre philosophisch problematisch und würde einen statischen Begriff von Gesellschaft als Ideal setzen. Es geht vielmehr darum zu fragen, ob in diesen reinen Verweisungssystemen, die die ursprünglichen Handlungszusammenhänge ersetzt haben, nicht Kredite auf Erwartungen vergeben werden, die niemals eingelöst werden können. Das Ergebnis wäre der Zusammenbruch von Vertrauenssystemen, die dann nur durch implizite Zwangsstrukturen ersetzt werden können. Niemand hat das besser verstanden als Guy Debord, der dieses Phänomen in der ‚Gesellschaft des Spektakels‘ auf den Begriff gebracht hat. Debord ging allerdings noch von einer unendlichen Ausweitung des Kreditrahmens durch die soziale Techniken des Spektakels aus.

Die Luftgitarre und der um sie herum ritualisierte Wettbewerb steht als kulturelle Praxis zu ihrem leeren Zentrum. Das Offensichtliche des Verweisungssystem ist Teil des Phänomens und das unterscheidet dieses Spektakel von den anderen entsubstanzierten Handlungssystemen, die nur noch als Verweisung funktionieren. Dort ist das Vortäuschen der Identität mit sich der Kern des Spektakulären. Die Ahnung, dass sich in der Show der Luftgitarrenspielerin auf der Bühne hier etwas verschoben haben könnte, macht vielleicht ein Teil der Aufmerksamkeit aus, die diesem Phänomen zuteil wird.

I don't know what happened ...

Nachrichten im Internetzeitalter

Prime Time im Fernsehen. Die beginnt auf RTL2, wie überall, um acht Uhr Abends mit den Nachrichten. Seit dem Ausstieg der Sendergruppe aus der terrestrischen Ausstrahlung ist das Format für mich ein eher seltenes Erlebnis, um so mehr fällt ins Auge, was eigentlich jeder weiß: ‚Nachrichten‘ sind inzwischen mehr eine Sendepplatzbezeichnung, als ein Format, das noch bestimmte Standards oder Ziele bedient. Entsprechend bunt geht es beim Schmuddelkind Medienkonzerns zu. Promis vor Politik, Peinliches vor Informativem. Dazwischen die Nachricht über einen toten Profi-Pokerspieler, der in Ljubljana aus der Ljubljana, dem örtlichen Fluss gefischt wurde. RTL2 hat eine Beteiligte gefunden. Blond und unter dreißig bereichert sie, gut in den Bildvordergrund drapiert, die Szenerie und ringt sich zum besten aller O-Töne durch: ‚I don't know what happened.‘ Augenzeugin ist sie laut Bildunterschrift trotzdem – oder erst recht.

Bilderwitze



Thomas Glatz

Cpt. Kirk &, Teil 2

Cpt. Kirk & Yul Brynner

'Yul Brynner was a Skinhead.' Das haben uns die Toy Dolls beigebracht. Ist ja erst einmal nicht schlimm. Nicht jeder Skinhead ist ein Nazi. Das wissen die Toy Dolls noch, kennen sie doch die Geschichte der englischen Jugendkulturen seit den 50er Jahren. Yul und James müssen sie nicht kennen². Sie sind beide irgendwie Prä-Skinhead. Glatzköpfiges Raumschiff fliegen ging in den 60ern dann aber trotzdem noch nicht. Dazu musste erst die 80er Jahre political Correctness über die neue Enterprise kommen, das einen Franzosen ohne Haare auf den Chefsessel beförderte. Davor konnte man haarlos eigentlich nur im Western oder im Eastern (quasi die Umkehrung in orientalischem Ambiente) auftreten. Wir hätten Yul ja gerne auf der Brücke der Enterprise gesehen. Mit seiner finster-stoischen Art immer geradeaus und auf die Zwölf. Zuhören ist was für Weicheier. Für so einen Kapitän hätte die Enterprise eine bessere Bewaffnung gebraucht. Ist halt doch mehr der Typ Klingone, der Yul. Oi! Oi! Oi!

² Also die Geschichte der Jugendkulturen. Zu Yuls Zeit gab es in dem Sinn noch keine Jugendkultur, für Cpt. Kirk ist das alles tiefste Vergangenheit, quasi Fußnote zum 20. Jahrhundert. In einer kultivierten Welt wie seiner besteht darüber hinaus selbstverständlich keine Notwendigkeit zum Jugendprotest, auch wenn die unangenehm-angepasste Skizze eines Jugendlichen erst in der Neuauflage zum nächsten Jahrhundert in Form von Fähnrich Wesley Crusher auftaucht. Man kann Raumschiff Enterprise insgesamt auch Antijugendkulturprojekt lesen, in dem die Menschheit sich wieder um sinnvolle Dinge kümmert, und damit das Kasperltheater jugendlichen Protestes aufgrund des hohen Vernunftpotentials aller Beteiligten nicht mehr notwendig ist.

Erste Ubbelohdegeschichte: The Buntfarbene Rocksäume

„Erinnerst Du dich an die riesigen Räume voll mit Rauch und die Leute selbst voll mit Bier?“

(Marcel Duchamp über das Hofbräuhaus)

Der Wind bewegt die Bahnhofsuhr, die langsam hin und herschaukelt. Dann bewegt er die Zweige, den blauen Mantelsaum des Mannes, die Haare der Frau, die roten Rocksäume der Frau, den Mantelsaum der Frau. Ein Güterzug fährt an einer Baumgruppe vorbei. Er pfeift lustig. Ganz oben auf dem höchsten Ast, der die Baumkrone um ein Weniges überragt, sitzt eine Krähe. Ein Bub trippelt mit einem geschnürten Bündel an einen Wanderstock über eine morgentaubesprenkelte Wiese. Er wirbt so auf einem Plakat für eine Morgenmuntermachersendung im Privatradio. Eine leere Saftflasche, ein Zeitungsausschnitt mit einem halb gelösten Kreuzworträtsel und leere Flachmannflaschen liegen im Unkraut zwischen den Gleisen. Wartendenspuren. Gerade die Wartenden sind es, die Erzählstoffe fabrizieren. Am Bahndamm ein Schild ‚Betriebserde für Weichennutzung‘. Was es alles gibt. Mein Zug fährt ein. Der Zugführer spricht zu den Insassen. Er wünscht eine angenehme Reise. Und das mit mainfränkischer Färbung. Man denkt an Weinberge, aber man fährt stattdessen durch ein Industriegebiet. Dann rauscht das zebrastreifenhafte eines Birkenwäldchens am Fenster vorüber. Kinder winken uns Reisenden von einem Schrebergarten aus zu. Ich bin seltsam gerührt, fährt hier doch alle Viertelstunde ein Zug vorbei. Ob sie jede Viertelstunde winken? Bodennebel webt Schleier über Felder. Eine Brücke überspannt einen sich krümmenden Fluss. Von der Uferböschung her dampft es wie aus einem türkischen Dampfbad. Durch die regennasse Scheibe einen kurzen Blick auf die Donau erhaschen. Ein Radfahrer kopfunter gespiegelt im Fluss. Solarzellenfelder. Maisfelder, Rapsfelder. Solarzellenfelder. Eine Pappelreihe in der Flusswasserspiegelung und Kopf stehende, behände gehende Nordicwalker in karotten- und salatgurken-, metallicfarbiger und cadmiumgelber Sportkleidung. Leichter Wind kräuselt die Wasseroberfläche. Zeitungsrascheln in der Sitzreihe hinter mir. Buchumblätter- und Kaffeebecherleertrinkgeräusche. Das Zeitungsraschelgeräusch dominiert.

Der Zugbegleiter ist ein Mann mit einem höhensonnengebräunten Gesicht mit vielen Querfalten und einer kränklichen Glatze. Er wirkt wie jemand, der in ‚Bitte verlassen Sie dieses Örtchen so wie Sie es gerne vorfinden möchten‘ hinter das ‚so‘ ein Komma setzt. Er fordert forsch meine Fahrkarte zur Ansicht. ‚Nach München wollen Sie? Oktoberfest?‘ Ich bejahe. Schallendes Gelächter. Weibliches Kikeriki aus dem Bistroabteil nebenan. ‚Bringen Sie mir einmal die ‚knackige Salatpause‘ und ein stilles Wasser, bitte!‘ ruft Jemand.

Kommt man von Norden in die Stadt wirken die Föhnalpen wie eine Theaterkulisse aus Pappmachee. Der Olympiaturm ist weithin sichtbar, der Highlight-, und der O2-Tower; auch die Frauenkirche mit ihren zwei Türmen und welschen Hauben. Der linke Turm ist eingerüstet und von einer weißen Plane bedeckt. Er wirkt wie ein orthopädischer Stützstrumpf. Die Sonne scheint. Es ist jetzt mildwarm und windstill.

Die Zeit der Hirschlederhosen, der Dirndl und der Plastikeinweglederhosen, die so genannte ‚fünfte Jahreszeit‘ ist ausgebrochen.³ Junge Münchnerinnen und Münchner, die eben noch das neue Album einer Popsängerin gehört und Markenklamotten getragen haben, sind in eine lodenröckige, wadlstrumpfige Schar verwandelt. Ich warte auf Ubbelohde, meinen Literaturagenten. Er wollte mich eigentlich vom Bahnsteig abholen. Nun hat aber seine S-Bahn Verspätung und ich habe zu warten. Ein Mann, der zwei Rollkoffer zieht, bleibt an einem Tabakstand vor den bayrischen Souvenirs stehen. Eine Zugpflegerin, so nennt man die Aufräumhilfe bei der Bahn, schüttelt eine Saftpackung. ‚Wolfratshausen. Fünf Minuten‘, ruft ein Mann einem Mädchen mit Strohhut und Banane zu. Das Mädchen nickt. Die Pendler pendeln. Eine alte Dame gibt einer anderen die Hand, dann gibt sie den geborgten Regenschirm zurück, greift nach ihrem Rollkoffer und winkt. Die Dame mit den zwei Regenschirmen winkt der Dame mit dem Rollkoffer.

Zwei Migrationshintergrundbuben unterhalten sich: ‚Kommst du Schicht!‘ – ‚Nein, Mann.‘ – ‚Eine Maß. Ein Fahrgeschäft. Dann wieder Maß. Dann noch mal Fahrgeschäft.‘ – ‚Nee, Alter! Zwei Maß. Dann Fahrgeschäft. Dann eine Maß!‘ – ‚Eine Maß. Ein Fahrgeschäft. Dann wieder Maß. Dann noch mal Fahrgeschäft.‘ – ‚OK.‘ Die beiden sind sich einig.

Ein Fremdenführer gibt mir ein Faltblatt in die Hand. Ich lese: ‚The Dachau, the Third Reich Tours and the Castle Tours are designed to complement each other. Together, they make a truly fascinating experience. Do both and get the reduced student price.‘

‚Germans are like Neuschwanstein‘, höre ich von einem Weltenbummler hinter mir. ‚Or better like Garmisch. Actually like Garmisch.‘ – ‚Und ihr seid alle wie Newton Abbot, oder besser, wie Llanfairpwllgwyngyllgogerychwyrndrobwlllantysiliogogoch!‘, sagt scherzend Ubbelohde, der sich unbemerkt genähert hat, bevor er mich überschwänglich begrüßt. Er trägt einen kuhfladenfarbenen Lodenmantel und crémeфарbene Ziegenlederhandschuhe. Näher betrachtet ist sein lockiger Graukopf auf kurzer und beliebter Gestalt voller professoraler Würde. Ubbelohde erkundigt sich nach meiner Anreise und weist mich gleich auf die, von Rupprecht Geiger gestaltete Fassade des Münchner Hauptbahnhofs mit ihren Aluminiummosaiken von 1951 hin. Die ist mir noch nie aufgefallen. Dabei war ich schon einige Male in München. Ubbelohde ist bücherwissend, belesen und rhetorisch beschlagen. Man lernt immer dazu, wenn man mit ihm unterwegs ist. Man kommt allerdings wenig zu Wort. Ich habe das Manuskript meines vor kurzem fertig gestellten großen Romans dabei: ‚Krise.Kredit.Konsum‘. Fünfhundert Seiten vom Feinsten. Ubbelohde ist schon sehr gespannt, wie er mir versichert. Vorher sollten wir aber noch eine ‚Hopfenkaltschale‘ auf der Wiesn zu uns nehmen. Die sei nicht weit von hier. Das ginge sich zeitlich gut aus.

Die U-Bahnstationen sind voller Betrunkener die sich oder ihre betrunkenen Freunde oder einfahrende U-Bahnen mit ihren i-Phones filmen. ‚Im feschen Dirndl von Realsales macht man auf der Wiesn Staat‘ steht auf einem Plakat. Ein italienischer Mann stellt sich in Pose, hält die Hand hoch. Seine Begleiterin fotografiert ihn aus einem bestimmten Blickwinkel, so als wolle er den überdimensional großen Maßkrug auf der Plakatwand hinter ihm mit einer Hand stemmen. Wieder Papppizzaverpackungen auf dem Bahnsteig. Desperadoflaschen hübsch um den übergequollenen Mülleimer gruppiert. Wenn ein ganzes

³ Hier irrt Ubbelohde und hier irrt der Erzähler. Die ‚fünfte Jahreszeit‘ in München ist die Starkbierzeit.

Abteil frei bleibt ist das verdächtig. Man muss erst auf die Sitze und den Boden schauen ob da nicht jemand die, seiner Wieseneuphorie gefolgte Ernüchterung als Gruß vom Oktoberfest hinterlassen hat. Die Welt hinter der Schauseite des weiß-blauen Weltspektakels.

Melodisch krächzende Karussellmusik begrüßt uns. In der Ferne sieht man den Bavariakoloss. Der Literaturagent weist mich auch auf dieses Wahrzeichen hin, und meint: ‚Ein Abguss des kleinen Fingers dieser Bronzedame diente dem Männergesangsverein ‚Isarathen‘ in Fürstenfeldbruck einst als Trinkhumpen.‘ Ein Mann blickt zur Bavaria und singt lautstark: ‚Hey baby, uh, ah. I wanna kno-ho-ho-ho-how if you be my girl?‘ Es ist unklar wen er besingt, vielleicht die Bavaria. Er wankt nun in Richtung Bedürfnisanstalt, macht aber keine Anstalten, diese zu betreten sondern schlägt sein Wasser auf die schwarzen Gummistiefel des Abortmannes vor dem Eingang ab. ‚Viele der als traditionell geltenden bayrischen Bräuche wurden zwischen 1840 und 1914 neu erfunden und sofort für den Fremdenverkehr vereinnahmt. Bauerntheater, Schuhplattln, Juchzgen und Durch-die-Finger-Pfeifen. Die gamslederne schwarze Kniehose auch.‘ - Die *gamslederne schwarze Kniehose*, denke ich, der Mann kann gut formulieren. Und er weiß viel. Ubbelohde doziert weiter: ‚Die Lederhosen hat uns weltweit Glück gebracht. Ich möchte mal sagen, die Lederhosen war schon – promotionsmäßig – ein großer Schachzug.‘ Ich pflichte ihm bei. Ein kleines Kind klammert sich an die Glatze seines Vaters, der es auf den Schultern trägt. Der Vater verheddert sich mit seinem Bart in der rosa Zuckerwatte seiner Tochter als er davon abbeißen will. Eine Brezelverkäuferin hilft ihm die Zuckerwatte aus dem Bart zu klauben. ‚Eine Brezelverkäuferin!‘ ruft Ubbelohde. Er bleibt sinnierend stehen und raunt mir zu: ‚Diesen Berufsstand währte ich eigentlich für ausgestorben, ebenso wie die schönen Alt-Münchner Berufe: Trambahnritzenreinigungsdame, Scheffler, Radischneidemaschinenbesitzer und Maurerbrotzeitbringer. Eine leibhaftige Brezelverkäuferin!‘ Er kann es nicht fassen. Dann erläutert er: ‚Das Oktoberfest war vor hundert Jahren schon ein Touristenmagnet. Da ist man aus der ganzen Welt für angereist. Das Oktoberfest von 1910, das war richtiggehend ein Event-Verbund: Passionsspiele Oberammergau, 100 Jahre Wiesn, Handwerkerkolonie, Uraufführung Mahlers Achter Sinfonie, Luftschifffahrten, Kinematographen und die Ausstellung Muhammedanische Kunst, die damals sogar Kandinsky beeinflusst hat.‘ Ich solle mich nur einmal umsehen. Sehr barock sei das alles hier, ein Theater für die Massen. Das Oktoberfest sei eine einzige große Theaterinszenierung! Theater sei ja Befreiung des Ausdrucks vom Zwang des Sinns. Theater sei nach Schlingensiefel der einzige Raum, in dem etwas wirklich und unwirklich zugleich sein kann. Aber das Oktoberfest sei in seinen, Ubbelohdes Augen, auch so ein Raum, in dem etwas wirklich und unwirklich zugleich sein könne. Meinecke und Schlingensiefel hätten früher übrigens hier in der Nähe, in der Bergmannstrasse Nummer 48 gewohnt.

Der Literaturagent hat vorsorglich Plätze im Festzelt reservieren lassen. Wir zwängen uns am Kuschtiergreifautomaten vorbei in das übervolle Zelt. Aus tausend bierseligen Mündern tönt das ‚Prosit der Gemütlichkeit‘. Ich denke Ungemach, Ungemach, das wird erst einmal nichts mit der Roman-Manuskript-Besprechung. Ubbelohde sagt: ‚Das Burschenliederbuch von Georg Kunoth (1863-1927), einem Autor aus meiner Heimatstadt, ist 1901 erschienen. Darin war auch seine Komposition ‚Ein Prosit der Gemütlichkeit‘, das gerade vielkehlig dargeboten wird.‘ Ubbelohde stammt aus der ‚Freinschatbrehm‘, der Freien Hansestadt Bremen. Man merkt es seinem Tonfall aber kaum noch an. Manchmal sagt er

‚Suupsack‘ zu einem Trunkenbold. Der Literaturagent raunt mir ins Ohr: ‚Die Bayern lachen wenig und wenn, dann nur in ihre, einen ganzen Liter Flüssigkeit fassenden Bierkrüge. Deswegen hat das Bier hier so eine hohe Schaumborte.‘ Ein paar Minuten lassen wir ohne zu reden das Stimmengewirr der Menschen um uns herumsummen.

Der Mann uns gegenüber, dem sein Bauchwulst über den Gürtel hängt, wischt seinen Nasenfluss mit der hohlen Hand fort und so ist mir der Anfang von Ubbelohdes Erläuterungen entgangen. Er klassifiziert scheinbar die Instrumentengruppe im Festzelt: ‚...Idiophone, also Instrumente, die durch eigene Schwingung einen Ton hervorbringen. Rassel, Gong, Becken. Reibidiophone und Stampfidiophone werden, wie ihr Name schon andeutet gerieben oder aufgestampft. Membranophone Töne werden per Hand oder Stock erzeugt. Tschulljung!‘ Er hat den Mann mit dem Bauchwulst versehentlich im Gedränge auf dem Biertisch geschubst. Dieser lacht, dass ihm das Bier zu den Augen herauskommt und stampft mit seinem Landhausmodenschuh auf das Eichenimitat des Tisches und sagt etwas Unverständliches auf Englisch zu uns. Das ist sicherlich auch dem Anlass geschuldet. Der Agent macht ein Gesicht, als hätte er einen mit Senf bestrichenen Frosch verschluckt und raunt mir, mit dessen Schulenglisch es nicht weit her ist, zu, Englisch sprechen könne jeder, er müsse nur einen kindskopfgroßen Knödel in den Mund nehmen. Tausend biergerötete Gesichter. Lärmender Tumult. Eine Isar-Athenerin mit tizianroten Haaren erscheint auf unserem Tisch, prostet uns zu, und brüllt Ubbelohde etwas ins Ohr. Dieser ruft: ‚Porrp bibitur‘ und ‚Die Stimmung kann immer nur besser werden, bis man irgendwann unter dem Tisch absäuft.‘ – ‚Oder das Ganze mündet in einer Massenorgie‘, sagt die tizianrote Landhausmode-Frau augenklimpernd. Ubbelohde doziert: ‚Der nackte Mensch hat nun aber zu wenig konkave, konvexe Andockstellen zu wenig Ein- und Ausstülpungen als dass er sich auf ein wirkliches sexuelles Multitasking einlassen könnte. Folglich zerfällt eine sexuelle Konstruktion bei mehr als drei Personen wieder zugunsten kleinerer Einheiten.‘ Seine Art zu shakern. Die Frau guckt komisch. Ich schweige dazu und denke mir im Stillen mancherlei. Ubbelohde brüllt plötzlich etwas von ‚dringend Tante Meier‘. Die Frau schaut ihn vielsagend an. ‚Muss bieseln wie ein Kreuzotter!‘, ruft er, weist mich an, für uns drei neue Biere zu bestellen und verschwindet in Richtung Toiletten. Die Musik fängt wieder an zu spielen und wir singen vielkehlig: ‚Hey baby, uh, ah. I wanna kno-ho-ho-ho-how if you be my girl?‘ Und dann brüllt das Publikum: ‚Hipp! Hipp!‘

Denkt Euch nur mein Erstaunen, Ubbelohde sei, wie er mir ein paar Tag später telefonisch berichtete bei seinem Toilettengang einer Neuseeländerin begegnet, die ihn vor Freude wild abgeknutscht habe. Sie war freudig erregt, weil sie im Prominentenzelt Matt Damon die Unterhose abgeluchst hatte. Der Freund der Neuseeländerin hob nun an, ihm, also Ubbelohde zu erklären, dass Matt Damon ein berühmter Hollywoodschauspieler sei. Sein Taschentelefon sei dem Literaturagenten wohl bei dem Versuch nachzugoogeln, abhanden gekommen. Er habe verzweifelt ein Taxi herbeigeschnippt. Als er am frühen Abend in einem Vorgarten in Ramersdorf-Perlach in der Nähe des ehemaligen Redaktionsbüros vom ‚Neuesten Modebarometer‘ erwacht sei, hätte er ein kirschtomatenrotes ‚Gemütlichkeits-Prosit‘ auf dem rechten Schuh gehabt. Eingetrocknetes Erbrochenes also. Im bairischen sagt man auch *den Hl. Ulrich anrufen* zu *erbrechen*. Ob ich das gewusst hätte? Ich verneine. Ja, zu diesem Zeitpunkt hätte er mein Manuskript wohl noch bei sich gehabt. Die ersten dreißig Seiten hätten ihm hervor-

gend gefallen. Manche Metaphern seien allerdings ein wenig abgeessen. Eine Vielzahl von Gedanken sei im Text, unterschiedlich in der Gedankenflucht, unterschiedlich in der Gedankentiefe, unterschiedlich in der Verdichtung der Aussagen, unterschiedlich in Form und Stil. ‚Durch welche Sprechakte wird im Zeitalter von Jet und Web bei der Verbegrifflichung der Welt Subjektivität vermittelt?‘, fragt er schulmeisterlich in die entstandene Sprechpause. Ich überlege. – ‚Handy weg. Terminkalender weg. Roman-Manuskript futsch, aber eine signierte Herrenunterhose von Matt Damon und ein kirschtomaatenroter Ulrichfleck auf dem Schuh!‘, unterbricht er meine Gedanken. Ich solle den Roman doch noch einmal umschreiben, die ‚Fliege-an-der-Wand-Perspektive‘ störe ihn. ‚Fliege an der Wand?‘, frage ich ungläubig. Diese teilnehmende Beobachtung hinter den Kulissen. Statt ‚Fliege-an-der-Wand‘, wie man diese Forschungsmethode oder Erzählperspektive beschreiben würde, solle ich doch schreiben wie eine ‚streunende Katze‘. Die sei neugierig und offen, aber nicht bedrohlich. ‚Gelegentlich aufdringlich, aber leicht zu ignorieren.‘ Ich solle mein Manuskript also noch einmal komplett umschreiben, und ihm dann erneut vorbeibringen. Am kommenden Wochenende sei ‚Italiener-Wochenende‘ auf der Wiesen. Da hätte er Zeit, das müsse ich mir ansehen. Oder am Montag nach dem Italienerwochenende. Am Wochenende drauf sei er zu einer Ausstellung atelierfrischer Werke in Gütersloh eingeladen dann habe er einer ländlich-revolutionären Erdbeerfeldbefreiung (Unkrautjäten) bei Berlin beizuwohnen und dann sei er zwei Monate weg. Vermutlich London. ‚Unkrautjäten auf einer Erdbeerfarm? Ende September?‘, denke ich.

Eine Fliege summt und landet auf meinem Hosenbein. Ich betrachte sie voller Erstaunen und lege den Telefonhörer weg.

Thomas Glatz

Auffahrunfall

Holger Kring, 7. Großversir der Japanik, fuhr mit Wucht von Hinten auf den BMW Testwagen auf, der im winterlichen München an der Ampel vor ihm wartete. Es war ein blankgeputztes Cabrio mit Mützenheinis, die denselben Hygienestandards folgten wie ihr reinlicher Wagen. ‚Führerschein bitte‘, sagte Holger nachdem er ausgestiegen war.



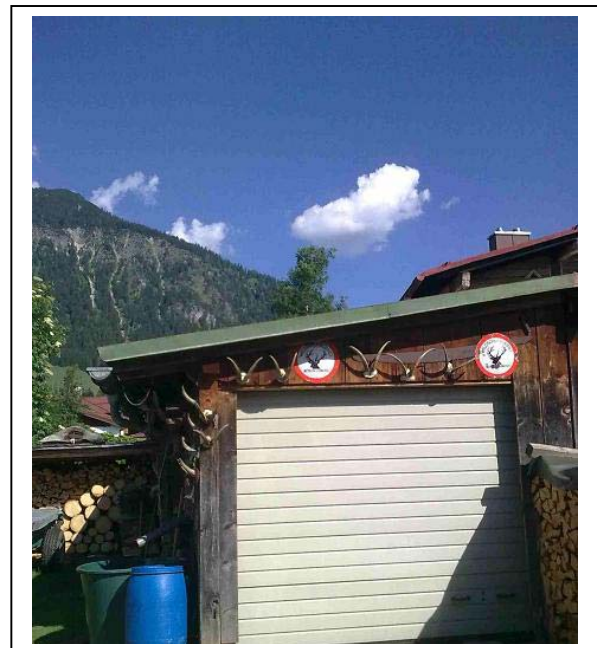
Kein Grund zur Panik bei einem kleinen Unfall –
Relaxen in Kalifornien

Foto: Martin Nies

Kommunikationsversuche XVI



Obertsdorf (DE), 2013
Schrobenhausen (DE), 2013
Esztergom (Ung), 2011
Berlin (DE), 2013
Mindelheim (DE), 2013



Thomas Glatz

Im Hofgarten – Save our souls

Der ehemalige Staatssekretär Gellner, er wird im Kreise der Seinen nach seiner spirituellen Wiedergeburt nur noch ‚Shanti‘ genannt, hält seine Andachtsübungen im Hofgarten. Shantis Andachtspersonal: junge Damen und Herren, die emotionale Begleitung für ihre Mittagspause im Innenministerium oder den hochkarätigen Anwaltskanzleien suchen. Mit gelben Schaum, den man seit der WM 2014 als Freistoßspray kennt, umgrenzt er seinen Wirkungsraum. Neugierige weist Shanti verächtlich ab, weil er gerade eine Anleitungsstunde für interessierte Meditationsteilnehmer führe und der Tempel der positiven Energien nur für Eingeweihte sei. Viele feixten, dass das heuchlerische Meditationsstündlein nur für diejenigen sei, deren Menetekel sich mit ihrer Verunsicherung verbünden und wohligh in Identitätskrisen abdriften. Dieser Herr Shanti sei plem plem, aber das war er ja schon vorher. Der habe sich ja früher im Ministerium aufgeführt, als dirigiere er ein neues Brüssler Reich, vergaß aber in seinem Größenwahn, dass er erstmal das Römische Reich mit dem Landespräsidenten aushebeln musste.

Ein hochdekorierter Friseur, aufgerieben von seinen Haarkünsteleien, bringt sich geschafft in die Lotos-Haltung. Später wird er wieder mäkeln, dass sich immer mehr Raum für mediale Indiskretion findet, was das Geschäft der Coiffeure magerer macht. Früher war ein Friseursalon noch ein öffentlicher Platz, ein Heiligtum der Demokratie, wo jeder mit Lockenwicklern oder Trockenhaube über seinen Nachbarn, die dumme Kuh im Schwimmbad oder die vermuteten Mafiaverbindungen des Pizzabäckers lästern konnte. Sein Salon war das Athen mit der Agora, wo man hin ging und den Austausch suchte. Aber die Grenzen zwischen Privatheit und Öffentlichkeit verschwammen immer mehr und er ärgerte sich, dass sich manche Kunden wie im Wohnzimmer fühlten und gehen ließen. Er kam er sich wie im Big Brother-Container vor. Dieser fürchterliche Zwang zur Authentizität spülte Grünwalder Witwen und ästhetisch verrohte Sollner Schnepfen im Jogging-Anzug, auf dem ein Totenkopf mit sündhaft teuren Titan-Elementen prangte, heran. Die strengten sich noch nicht mal an, ihre wertvollen Erbschaftsanteile zu verbergen. Da wurde schamlos über kostspieliges Facelifting mit Bio-Siegel und Gänseleberpasteten, die man sich spontan mit dem Privatjet wie ein Ecclestone aus Straßburg holen lässt, geschwärmt. Aber beim Trinkgeld knauserte man. Damit nicht genug. Sobald er sich mal im Hofgarten auf seiner Matte auf eine kleine Entspannungs-Séance beim Dianatempel zurückziehe, sei er genervt. Von den Hipstern, die unbedingt ihr Longboard im Flug über seine Matte ausprobieren wollten oder die schon etwas in die Jahre gekommenen Damen, die dreist fragten, ob ihr Köter auch die Matte benutzen dürfe, da sie Kunststückchen für einen Wettbewerb probten. Er hatte Glück wenn sich nicht noch andere Tierbesitzer zusammenrotteten und ihn im chorischen Gleichklang als rücksichtslos beschimpften, weil er auf alleinige Nutzung der Matte bestand.

In dem Geschehen schwingt der Elias'sche Prozess der Zivilisation mit. Die Öffentlichkeit rückt immer näher zusammen und muss sich mehr zusammen reißen und wenigstens versuchen sich progressiv zu zivilisieren. Bei einigen appellieren dann die lang angestauten Bedürfnisse an die Rückinbesitznahme von alten Rechten und Freiheiten, die ihnen vielleicht mal selbstverständlich waren und binden dann gleich anderer Eigentum mit ein.

Unbeeindruckt zelebriert Shanti Übungen, während seine Liebste, Jasmin, ihn nach anstrengenden Dehnübungen mit warmen feuchten minzduftenden Tüchern betupft. Shanti hat gerade für ein Ge-

sundheitsmagazin eine Homestory mit seiner Jasmin hinter sich. Beide simulierten eine boulevardeske Szene, die sie lässig mit ihren Images hantieren ließen. Shanti und seine Holde, seine Funktionsträgerin eines professionell gestalteten Familienlebens, das Glaubwürdigkeit vermittelte. Sogar das tadellos aufgeräumte Gartenhäuschen ließ nicht vermuten, dass darin viele Stapel Schmutzblätter lagerten, mit denen sich Shanti, damals noch Staatssekretär, zurückzog. Dann bewunderte er mit einschlägigen Handbewegungen und Keuchen die Bilder des Gärtners, der im Stil eines Wilhelm von Gloeden im Feinripp und notdürftig bei schummriger Ausleuchtung sehnsuchtserweckend, ihn anlächelte. Shanti überwältigte manchmal ein Schauern und Gefühlswellen, sodass er aus dem Gartenhäuschen über Stunden nicht raus kam.

Heute bestimmt er die Konzentration seiner Entspannungswilligen und verordnet delegiertes Genießen.⁴ Die Meditationssitzungspreise genügten Shanti nicht. Deshalb bot er Übungskleidung an. Besser gesagt, jeder der Teilnehmer war gezwungen sich für die Einheiten einzukleiden. Ein britisches Label verkaufte Kleidung, auf der sich nach UV-Strahlung, Feuchtigkeit, Abgas-Einfluss oder erhöhter Körpertemperatur ein Farbenspiel abzeichnete. Und als besonderes Aperçu verkaufte er seinen modebewussten Damen einen Hut, der seine Farbe ändert, sobald sich Denkprozesse abspielen. Eine strenge Konstruktion, die wie ein Helm wirkt, aus Leder besteht, einer speziell von Designerin Bowker entwickelten wechselnden Textilfarbe sowie 4000 Mineralsteinen aus den Laboren von Swarovski.⁵

So hatte er ständig die Kontrolle, dass seine Teilnehmer aufgeschlossen und diszipliniert seinen Techniken folgen. Shanti setzte bei seinen Yoga-Übungen auf Knalleffekte, sodass man sofort einen Körpergewinn erzielte. Sofort sollte man durch erfolgreiches Herumwedeln mit den Händen, die zittrig die Luft teilten, den Erfolg einer eingerückten Gelenkpfanne heraustrompeten. Im positivsten Falle leuchtete dazu noch der irre lichteranzende Helm, obwohl es mindestens einen Osteopathen braucht, der Gelenke wieder funktionstüchtig ineinander verschiebt. Shanti regt abschließend noch zu einer korrekten Atmung an, kompaktes Fauchen solle der Errettung des Weltklimas dienen. Man sieht dann eine Gruppe, die mit äußerster Leidenschaft den Kollaps abwenden möchte, nach einer behüteten Welt verlangt und erfüllende Friedensmomente inbrünstig erarbeitet. Shantis Gelassenheit bindet seine Teilnehmerschar. Begeistert leuchten sie bunt vor sich hin. Gemeinsam durchschritt man Grenzen von Krankheit, Mittelmäßigkeit und fühlte sich erhaben. Auch der neue Teilnehmer Hermann, Versicherungsvorstand, erlebte neue Körper-Qualitäten. Er war stolz drauf der Gattung der ‚funktionierenden Psychopathen‘⁶ anzugehören und über mehrere Milliarden Jahresumsatz zu verfügen. Er wollte noch mehr. Macht ohne Ende. Asche sowieso. Er war eine Sau. Aber leider keine coole Sau. Eine Sau, die zwar ihre obligaten Spielchen spielt, eingespeichert in ihrer Stellenbeschreibung, aber stark genug ist, ihre Integrität nicht zu verlieren. Hermann war eher eine gesengte Sau, so eine wie sie Rainald Goetz in seinem Johann Holtrop ein Denkmal setzte.⁷ Einer, den seine Egomanie mit seinen Schwächen und psychiatrischen Defiziten ausbaute und sich nahm was ihm gefiel.

⁴ Robert Pfaller (Hrsg.) - Interpassivität. Studien über deligiertes Genießen, Berlin 2000.

⁵ Süddeutsche Zeitung, Nr. 179, 6. August 2014, S. 22.

⁶ Vgl. Kevin Dutton – Psychopathen. Was man von Heiligen, Anwälten und Serienmördern lernen kann, München 2014.

⁷ Vgl. Rainald Goetz – Johann Holtrop. Abriss der Gesellschaft, Frankfurt am Main 2012.

Am Dianatempel bereiten sich die Tangotänzer auf ihren Auftritt vor. Eine Geschwätzigkeit liegt in der Luft, so als wären die Handlungsgewitter von ‚Infinite Jest‘⁸ in der gemütlichen Stadt angekommen. Normalerweise ändert sich höchstens der Baumbestand, vielleicht wird mal ein Mülleimer ergänzt, aber sonst soll alles so bleiben wie gewohnt.

Zwischen den Arkaden sitzt ein Buchhalter. Er traf sich täglich mit einem Pensionär aus dem Finanzministerium mit mehreren Bierflaschen zum engagierten Wortwechsel gegen die Zustände der Welt. Nun spricht er seine synkopierten Schimpffolgen für sich allein. Seinen Gefährten traf der Schlag. Er wirkt so verloren wie ein Flamenco-Tänzer der seine Choreografie ohne Musik entfachen muss. Wie amputiert sitzt er da und seine Tränensäcke inspirieren mit ihren Rissen zu Collagen über Umweltzerstörung.

Im angrenzenden Pflegeheim wird des Staatssekretär Gellners, jetzt Shanti, ehemaliger Kollege Otto M. aus der Baubehörde, nach zähen Tod von einer Bestattungslimousine abgeholt. Ganz sicher konnte man nicht sein, ob er sich zu Tode gefressen hat, denn später erfuhr man, dass ihm der Magen platzte und die herumliegenden Organe einem Künstler in Ermangelung eines Genius sicher als profitables Kunstwerk gedient hätten.

Shanti hasste den Verstorbenen Otto M. bis ins Mark, er spürte Genugtuung, dass dem Kollegen nicht gerade der entspannteste Tod geschenkt wurde. Der war ein undankbares Monster, mischte sich in Debatten mit seinem flackernden Gedanken-Patchwork ein und merkte nicht, dass seine verkohlten Synapsen-Schnipsel keine Bereicherung waren. Der Baurechtskollege Otto M. bat Shanti, der ihm eine Stufe übergeordnet war, dass er ihm doch bitte ein Personal-Gutachten ausstellte. Geplant sei seine Versetzung in ein Ministerium in der Winzererstraße. Er solle doch mit einem Gutachten gegen dieses Vorhaben einwirken. Der Baukollege wollte nicht umziehen, noch dazu unterhielt er ein neckisches Feuerchen mit der Minister-Sekretärin. Von dem Amusement wusste keiner der Ehepartner. Da Shanti zu seiner juristischen Ausbildung noch eine medizinisch-psychologische Ausbildung genoss, wurde er manchmal als Mediator für die Schlichtung interner Krawalle geholt. So verfasste der ehemalige Staatssekretär ein wirkungsvolles Gutachten, was das Terrain des Otto M. sicherte, mit dem Ergebnis, dass die sichere Bewältigung der Bauanträge, die Kommunikation und Regelungen zwischen Firmen und Baugrundbesitzern, sowie die Einflussnahme auf diverse Bauvorhaben, die nicht im städtischen Sinne waren, nur funktionierten, wenn die psychische Verortung des Otto M. gesichert sei. Er bauschte das Gutachten überzeugend auf, dass Otto M. vermutlich einen ‚neurasthenischen resp. psychasthenischen Symptomkomplex‘ in sich trage, der zur Folge hätte, dass Otto M. bei Räumlichkeitsveränderungen von schreckhaften Zuständen gequält werden würde. Man wisse ja, dass Otto K. seit über dreißig Jahren nie seine Adresse änderte, sogar im Büro stünde alles seit Jahren in Reih und Glied. Dieser Spleen habe den Vorzug, dass in seinem Büro alle Anträge ohne lange Leerlaufzeiten bearbeitet werden und der Geist der Schlampigkeit dort nicht sesshaft wurde. Otto M. würde bei einem Bürowechsel äußerst schreckhaft reagieren, man müsse damit rechnen, dass Otto M. von Weinkrämpfen geschüttelt wird und die Erregung für ihn ganz unüberwindlich scheint und er über Monate sicher aus

⁸ David Foster Wallace – Infinite Jest (Unendlicher Spaß), Boston 1996.

dem Verwaltungsbetrieb ausfällt. Dann noch Reha, Wiedereingliederung, das ganze Programm. Otto M. verdankte Shanti viel.

Beide behelligten sich weiter nicht mehr, bis Shanti wenige Jahre vor seiner Pensionierung noch einige Dienstgrade überschritt, was nur bedingt seinen Können zu verdanken war, sondern sicher seiner Mitgliedschaft im selben Schützenverein wie der Minister. Otto M. lebte einige Monate mit der begehrten Sekretärin zusammen. Er plante aber nicht ein, dass noch ein weiterer Geliebter mit ihr wohnte: Igor, ein ukrainischer Trapezkünstler. Er dirigierte aus der Luft drei unter ihm sitzende Löwen. Sie nahmen ordentlich auf ihren Schemeln Platz und winkten ihm, sanft dressiert, mit ihren Pfoten zu, während er über ihnen schwang. Igor war der berühmteste der Artistengarde. Otto M. fiel aus allen Wolken, als die Sekretärin ihm verschwörerisch bedeutete, dass neben seinem Schlafzimmer der bekannteste Trapezkünstler der Welt nächtige und er solle sich nicht wundern, wenn sie sich beide mal zu laut amüsierten. Entsetzt stellte Otto M. fest, dass er zu seiner Frau nicht mehr zurück konnte. Die lebte in Florida im Senioren-Camp und sein Erbe hatte er schon im Überschwang der Hormone verteilt, weil er mit der Sekretärin genüsslich leben wollte. Die Wohngemeinschaft zwischen Otto M. und Igor funktionierte nicht, beide attackierten sich und beschimpften ihre Männlichkeit. Dann hörte Otto M. noch von der unangemessenen Höhergruppierung des damals hilfsbereiten Staatssekretärs Gellner. Otto M. stellte bei seinem Dienstabchied unmissverständlich in einer Rundmail klar, dass Gellner/Shanti nicht geladen war. Er ergänzte Gellners chaotische Arbeitsweise mit der sorgfältigen Auflistung unbearbeiteter Aktenzeichen. Derlei Nachlässigkeiten seien mit dem Gehaltssprung nicht gerechtfertigt. Otto M. führte sich in etwa so auf wie Georg von Lukács, der sich mit dem approbierten Psychiater Jaspers, den er im Sonntagskreis Max Webers kennenlernte, ein hitziges Duell lieferte, obwohl Jaspers ihn vor dem Militärdienst rettete.⁹ Undank des Otto M.

Während Shanti noch einen Abschiedsgruß an die Sonne entrichtet und seine Entspannungsdürstenden mit Handbewegungen die Luft streicheln, versichern sie sich noch, dass die heutige Übung ganz ausgezeichnet war, um aus der inneren schwarzen Kathedrale wieder ins überwältigende Licht zu treten. Seine Jasmin zählt die Geldscheinchen der Teilnehmer und zwinkert Shanti fröhlich zu. Hat er doch die armen Seelen seiner Teilnehmer zu warmherzigen Koloraturen angeregt. Er kann es kaum erwarten auf dem Markt bei dem kalabresischen Gurkenverkäufer vorbei zu schauen. Mit ihm könne er seine Vergnügensrendite noch maximieren.

Miss Harmlos

⁹ Wir können im Fall des Disputs Lukács – Jaspers aber tendenziell davon ausgehen, dass Lukács mit seinen Angriffen durchaus recht hatte, während es an von tiefer Unkenntnis der Realitäten zeigt, Beförderungswege von Kollegen noch an Arbeitsleistung koppeln zu wollen.

Rezensionen

Cornelia Koppetsch – Die Wiederkehr der Konformität. Streifzüge durch die gefährdete Mitte, Frankfurt am Main / New York, Campus 2013

Der Wind hat sich gelegt, aber das Unbehagen ist geblieben. Es herrscht eine merkwürdig unaufgeregte Stimmung in Mitteleuropa. Die politische Debatte im öffentlichen Raum thematisiert nur noch wenig problematisches, obwohl fast niemand zufrieden ist, mit dem, was ist. Dabei können fast alle die Achsenpunkte benennen, die den Lebensvollzug von so vielen verändert haben: Globalisierung und Deregulierung, seit Jahren sinkende Realeinkommen unterhalb der Oberschicht, Aufkündigung von Sozialpakten und Arbeitsplatzsicherheit, Rückbau des Sozialstaats, Aufstieg des Marktparadigmas in allen Lebensbereichen. Also Schluss mit Lustig und Schluss mit Utopien. Selbst Schluss mit dem Versprechen eines kleinen Stücks vom Kuchen für jeden. Die Rettungsboote werden herunter gelassen, der Mittelstand springt gebeutelt hinein. Das große Schiff fährt weiter und nimmt Fahrt auf. Nur sitzt kaum noch jemand drin um die Fahrt zu genießen. Ein pragmatisches, leise verzweifertes ‚Rette sich wer kann‘ kann durchzieht die Bundesrepublik des neuen Jahrtausends, zumindest, wenn man den Kernthesen des Essays ‚Die Wiederkehr der Konformität‘ von Julia Koppetsch glauben schenkt.

Im Zentrum der Darstellung stehen Untersuchungen zum Lebensstil der Mittelschicht in den 2010ern mit dem Schwerpunkt auf denjenigen, die nach 1960 geboren sind. Hier sind die Nachrichten – je nach Standpunkt – eher trüb: es lässt sich eine Rückbesinnung auf Ehe und Familie feststellen, die geschlechtlichen Rollenbilder werden wieder traditioneller. Dabei erodiert die Geschlossenheit des Untersuchungsobjekts ‚Mittelstand‘ zur selben Zeit. Es zeigen sich Tendenzen der Polarisierung innerhalb des Milieus, das zunehmend kein einheitliches Bild mehr vermittelt. Seine Führungsfunktion als kulturelles Zentrum einer altrepublikanischen, deutschen Mittelstandsgesellschaft hat er verloren.

Es geht in dem Essay vor allem um die Frage, wie sich eine gesellschaftliche Gruppe verändert, die zwar über weite Strecken noch immer über eine solide wirtschaftliche Basis verfügt, aber ein Kernelement des Lebensstils der alten Bundesrepublik verloren hat: weitgehende Sicherheit in der Lebensplanung und im Lebensvollzug. Materielle Selbstverständlichkeiten an der Schwelle zwischen Ausbildung und Berufseinstieg sind erodiert und das konzentriert Energien auf Themen des täglichen Lebensvollzugs: ‚Die Älteren unterschätzen [...] den Kraftaufwand, den die jüngere Generation betreiben muss, um sich auch nur ‚über Wasser‘ zu halten. Die mobilisierten Energien dienen jedoch nicht mehr der autonomen Selbstbestimmung, sondern sollen die individuelle Konkurrenzfähigkeit steigern. Die Konkurrenzlogik setzt enorme individuelle Energien frei, saugt diese am Ende jedoch vollständig wieder auf. Für die jüngere Generation erscheinen das Versprechen individueller und politischer Autonomie und die Vorstellung, Gesellschaft und Leben jenseits ökonomischer Notwendigkeiten zu gestalten, nur noch als historische Erinnerung.¹⁰ In dieser Situation ändern sich Wertesysteme und Prioritäten. ‚Sicherheit‘ wird vor allem im Aufbau einer ‚traditionellen‘ bürgerlichen Familie gesucht: ‚Der Rückgriff auf klassische Rollenbilder kann als Teil einer restaurativen Wende von Mentalität und Lebensführung

¹⁰ Cornelia Koppetsch – Die Wiederkehr der Konformität. Streifzüge durch die gefährdete Mitte, Frankfurt am Main / New York, Campus 2013, S. 117.

in einer gesellschaftlichen Phase des beschleunigten Wandels und der Unsicherheit gedeutet werden.¹¹ ‚Das Modell der egalitären Partnerschaft hat demgegenüber an Attraktivität verloren, da es mit dem Makel der Unverbindlichkeit behaftet scheint.¹²

Diese Absicherung im Nukleus der Kleinfamilie wird, wenn man Julia Koppetsch glaubt, von entsprechenden Statuskämpfen innerhalb des ehemals breiten Mittelstands begleitet. Es geht nicht nur um Absicherung der jeweiligen Existenz, sondern auch um den ‚richtigen‘ Konsum: ‚Die Identitätspolitik der neuen Bürgerlichkeit zielt darauf, den gewonnenen Vorsprung durch richtige Zukunftsentscheidungen zu sichern, also klug in Bildung, Vermögens-, Sicherheits- und Gesundheitsvorsorge zu investieren.¹³ Stabilitätskerne werden zu umkämpften Gütern. So ‚[...] entwickelt sich das moderne Kleinbürgertum zu einem unbehausten Milieu. Ohne kollektive Arbeits- und Berufsformen und ohne feste Hierarchien in Unternehmen und Organisation kann es seinem gesellschaftlichen Heimat- und Identitätsverlust wenig entgegen setzen.¹⁴

Es gibt keine soziokulturell geschlossene Mittelschicht mehr, die als Leitkultur die ‚alte‘ Bundesrepublik geprägt hat: ‚Die durch die Arbeitnehmersgesellschaft formierte homogene Mittelschicht existiert nicht mehr, da die Mittelschicht aufgehört hat, eine Einheit zu sein und eine integrative Rolle innerhalb der Gesellschaftsordnung zu spielen. Vielmehr verläuft die Klassenspaltung heute mitten durch die Mittelschicht hindurch, also zwischen den global konkurrenzfähigen qualifizierten Fachkräften und den gering qualifizierten Arbeitnehmern in einfachen Dienstleistungen [...].¹⁵ Koppetsch sieht die Bundesrepublik auf einem Weg zurück ‚in eine Klassengesellschaft, in der Verteilungsfragen wieder über Lebenschancen entscheiden.¹⁶ Dabei treten ‚die Eliten [...] wieder sichtbar auf¹⁷, ‚die Mitte hat aufgehört, moralischer Maßstab, gesellschaftlicher Ordnungsgeber und sozialer Aufstiegsmotor zu sein.¹⁸

Eine Arbeitnehmerschicht mit sinkenden Realeinkommen reibt sich in einer globalisierten Wirtschaftsstruktur auf. Insofern darf auch ein Exkurs in die psychischen Problemlagen dieser Generation nicht fehlen: die Depression, der Burn-Out, das Driften: ‚Wenn die Neurose das Drama der Schuld ist, so ist die Depression die Tragödie der Unzulänglichkeit.¹⁹ Vereinzelt, auf die Kernfamilie als Rückzugsort fokussiert, ist der jüngere Mittelstand zu einem selbstoptimierenden Marktsubjekt geworden, bedroht von Überforderung und Abstieg.

Koppetsch macht nicht den Fehler, ihre Situationsanalyse auf die unhinterfragte Position des politisierten, reflektierten Intellektuellen der alten Bundesrepublik zu stellen. Ihre Perspektive aus den Reproduktionsbedingungen einer Schicht oder Klasse heraus relativiert auch die Emanzipationsleistungen der 68er-Generation und der sozialen Bewegungen: ‚Diese Individualisierung [innerhalb der tonange-

¹¹ Cornelia Koppetsch – Die Wiederkehr der Konformität. Streifzüge durch die gefährdete Mitte, Frankfurt am Main / New York, Campus 2013, S. 124.

¹² A.a.O., S. 125.

¹³ A.a.O., S. 128.

¹⁴ A.a.O., S. 46.

¹⁵ A.a.O., S. 52.

¹⁶ A.a.O., S. 8.

¹⁷ A.a.O., S. 24.

¹⁸ A.a.O., S. 30.

¹⁹ A.a.O., S. 71. Koppetsch zitiert an dieser Stelle Alain Ehrenberg – Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart, Frankfurt am Main / New York 2004, S. 12.

benden Generation der 1970er und 1980er] bedeutete jedoch nicht, dass sie sich *grundsätzlich* von Kollektivbindungen oder sozialen Zwängen *überhaupt* befreiten. Vielmehr setzte die damalige Individualisierung eine ‚Verstaatlichung‘ und ‚Vergesellschaftung‘ von Kollektivbindungen und Abhängigkeiten voraus.²⁰ ‚Letztlich lagen der Individualisierung, also dem Weg in die Selbstbestimmung, Kollektivbindungen an den Wohlfahrtsstaat zugrunde.²¹

‚Es mutet [dabei] an wie die Ironie der Geschichte, dass ausgerechnet die durch die 68er-Generation und die Generation der neuen Sozialen Bewegungen errichtete Gesellschaftsordnung heute komplett von konservativen und restaurativen Kräften beherrscht wird. Das gilt trotz oder auch gerade weil dem Einzelnen ein hohes Maß an Flexibilität und Mobilität abverlangt wird.²²

Phänomenologisch fühlt sich die Analyse, die Julia Koppetsch hier liefert, ein bisschen an wie die Beschreibung einer Rückkehr zu den Lebensmodellen der Nachkriegsgeneration der 50er Jahre. Doch das scheint ist wohl nur die halbe Wahrheit, denn die Treiber für diese Entwicklung sind vollkommen andere. Vor 60 Jahren ging es um eine Verdrängung des Politischen und der eigenen Beteiligung an der Großkatastrophe der 30 und 40er Jahre und die Hinwendung zu den Versprechen einer depolitisierten Wohlstandsgesellschaft, in der die Schuldfrage hinter Aufbaumythen und hierarchischen Karriereversprechen versteckt werden kann. Heute geht es um private Stabilität als Ausgleichsmechanismus gegen eine vermarktlichte Welt, die scheinbar keine Alternativen mehr anbietet, die politisch bearbeitet werden können.

Der Rückzug ins Private ist in diesem Fall nur ein Rettungsring, der Anker gegen eine Welt, die ohne Aufstiegsträume auskommt. Es gibt kein Versprechen mehr, dass es für einen persönlich besser wird. Das ‚Mehr‘ in der Zukunft ist einem ‚Anders‘ gewichen, das immer die Drohung enthält mit den eigenen Kompetenzen nicht mehr dazuzugehören. Diese Entwicklung kann als eine Halbierung des 50er Jahre-Syndroms gelesen werden. Die damalige Verdrängung der Schuld, aufgehäuft in der jüngsten Vergangenheit, wird ersetzt durch die Verdrängung bzw. Kompensation der aktuellen ständigen Gefährdung. Das ‚Next big Thing‘ kann dich und deinen Job hinwegspülen – mit dem Zwang zur Umorientierung und der Notwendigkeit von Vorne anfangen zu müssen. Da bleibt nur noch die Familie. ‚Hauptsache der Familie geht es gut‘ – kein Satz von 1954, sondern aus dem Sommer 2014. Sie ist ein Abwehrkonzept gegen den sozialen Abstieg geworden und muss Erwartungen erfüllen, die schon vor 60 Jahren nicht versprochen waren. Erfolg? Erfolg ist jetzt und heute nicht gekündigt zu werden, vom Beziehungspartner nicht verlassen zu werden und in der gewählten Partnerschaftskonstellation die Änderungswut der Welt abzufedern.

Dabei erinnern die Thesen Koppetschs ein bisschen an das Schlagwort der Generation X, das der kanadische Autor Douglas Coupland 1992 für die nordamerikanische Gesellschaft prägte.²³ Die damals beschriebene Strategie der um ihre Aufstiegsträume und –möglichkeiten gebrachten Generation deutete eher in Richtung demonstrative Ausgestaltung des eigenen kulturellen Kapitals als Kompensation

²⁰ Cornelia Koppetsch – Die Wiederkehr der Konformität. Streifzüge durch die gefährdete Mitte, Frankfurt am Main / New York, Campus 2013, S. 100. Hervorhebungen von der Autorin.

²¹ A.a.O., S. 101.

²² A.a.O., S. 115.

²³ Douglas Coupland – Generation X, Hamburg 1992.

für die wirtschaftliche Deklassierung. Diese Art des sich Abfindens scheint jedoch zumindest in Mitteleuropa nicht weiter getragen zu haben, zumindest, wenn man unterstellt, dass die Aussagen des Essays mehr oder minder repräsentativ bzw. paradigmatisch sind. Ein Grund dafür könnte die gleichzeitig stattfindende Entwertung von Kultur und Intellektualität sein, die auch Koppetsch konstatiert. Diese Sphären verlieren zunehmend ihre Deutungshoheit und müssen sich an marktlichen Verwertungskriterien messen lassen: ‚Heute spielt Kritik keine so große Rolle mehr. Die von den Intellektuellen behauptete Deutungskompetenz für die Gesellschaft im Ganzen verlor an Glaubwürdigkeit, weil es in den Augen vieler heute gar keine einheitliche ‚Gesellschaft‘ mehr gibt. [...] Zudem konnten sich die Intellektuellen der ökonomischen Durchdringung von Wissen und Kultur nicht widersetzen. [...] Bildung, Wissen und Kultur stehen heute nicht mehr außerhalb des Ökonomischen als Deutungs- und Orientierungswissen bereit, sondern finden sich in Märkte, soziale Netzwerke und ökonomische Strukturen integriert.‘²⁴

Koppetsch beschreibt die aktuellen sozialen Entwicklungen in der Mitte der bundesrepublikanischen Gesellschaft als Rollback gegen die Folie von 68er-Generation und Alternativkultur. Implizit wird diesen Bewegungen damit eine weitreichende Wirkungskraft zugesprochen, die man in ihrer Reichweite zumindest anzweifeln kann. Milieuforscher ordneten um 1990 dem sogenannten alternativen Milieu, Nachfolger und Weiterentwicklung von 1968, ca. 5% der bundesdeutschen Gesamtbevölkerung zu.²⁵ Man kann hier zumindest die Frage stellen, ob Koppetsch, als vermeintliche Angehörige dieses Milieus, die Breitenwirkung dieser Bewegungen überschätzt und damit hinter dem Rollback also eher Akzent- und Größenverschiebungen stecken. Zugegeben, Milieuforscher sind sich einig, dass das klassische alternative Milieu in der Form von vor 1990 eine Transformation durchlaufen hat. Für Koppetsch hat es bei diesem Vorgang seine politische Dimension komplett eingebüßt: ‚Ein Teil davon hat sich in den 1990er Jahren von der Protestkultur hin zum ‚postmodernen Milieu‘ entwickelt, das alternatives Leben als ästhetisches Projekt weiterführt und in die Konsumsphäre integriert, ohne damit noch einen politischen Anspruch zu verfolgen. [...] Diejenigen, die am Gestus des Politischen festhalten, rücken ins Abseits.‘²⁶

Der Blick aus der Sicht der ökonomischen Reproduktionsbedingungen, den sie einnimmt, hat in seiner Abgeklärtheit damit etwas durchaus kränkendes für alle (damaligen) Akteure, die an ihren Mut und ihre Emanzipationsfähigkeit glaubten. Sie koppelt auf plausible Weise den Weg dieser Bewegungen an die materielle Basis, auf der – und nur auf der – sie sich abspielen konnte. Sie deckt dadurch die geschichtlichen Bedingtheiten der sozialen Bewegungen der alten Bundesrepublik auf. Es ist ein durchaus materialistischer Ansatz: die ökonomischen Verhältnisse bestimmen das (Klassen-)bewusstsein.

²⁴ Cornelia Koppetsch – Die Wiederkehr der Konformität. Streifzüge durch die gefährdete Mitte, Frankfurt am Main / New York, Campus 2013, S. 136.

²⁵ Gemeint sind damit die klassisch als Alternatives Milieu bezeichnete Gruppe (2,3 % der Bevölkerung) und die idealistischen modernen Arbeitnehmer (2,5% der Bevölkerung, die Zahlen beziehen sich auf die ‚alte Bundesrepublik‘, also Westdeutschland). Vgl. Michael Vester – Alternativbewegungen und neue soziale Milieus. Ihre soziale Zusammensetzung und ihr Zusammenhang mit dem Wandel der Sozialstruktur, in: Sven Reichardt / Detlef Siegfried – Das Alternative Milieu. Antibürgerlicher Lebensstil und linke Politik in der Bundesrepublik Deutschland und Europa 1968-1983, S. 27-60, insbesondere S. 47.

²⁶ Cornelia Koppetsch – Die Wiederkehr der Konformität. Streifzüge durch die gefährdete Mitte, Frankfurt am Main / New York, Campus 2013, S. 97.

Die Perspektive Bourdieus scheint immer wieder durch, an ihn wird auch in der konkreten Argumentation angekoppelt.²⁷

Koppetsch verbindet diese massiven Milieuverschiebungen mit den Makroentwicklung des weltweiten Akkumulationsregimes. Dieser Bereich ihrer Analyse ruft bekannte Phänomene von Globalisierung und neoliberaler Gouvernance in Erinnerung, stellt aber im Kern keine neuen Thesen vor. Hier geht es vor allem um Verschränkung von statusbedrohender Globalisierung und zeitgleicher konservativer Rückbesinnung, um den Verlust der Leitfunktion des Mittelstandes und dessen interner Polarisierung.

Wer heute noch in Alternativkultur macht, darf keine Gratifikation erwarten – weder auf monetärer, noch auf Stausebene. Aus Sicht der von Koppetsch beschriebenen Kultur des jüngeren bundesrepublikanischen Mittelstands ist man damit vermutlich nur ein Selbstverwirklichungslooser, der die Zeichen der Zeit nicht erkannt hat.

Aus dem Plattenarchiv

The Cure – Pornography (1982)

Schmerz, Dunkelheit, Schweine schlachten, der nahende Tod: ist alles dabei, schon im Eröffnungssong ‚One Hundred Years‘. Düster ist die Welt, und allein und ohne Hilfe durchschreiten wir sie. Das vierte Album von The Cure verabreicht eine volle Packung Weltschmerz, gestützt durch die hallig aufgenommene Jammerstimme von Robert Smith.

Aus demselben soziologischen Sumpf geboren wie die Punkbewegung zeigt sich die Band textlich nicht wirklich politisch. Unbestimmt-grauenvoll ist's, aber Heilung für all die Übel dieser Welt gibt es entgegen dem Bandnamen auch keine. Es geht vor allem um den Transport eines diffusen Unwohlseins, um das persönlich katastrophische des jungen Erwachsenwerden in einem Jahrzehnt, das die politischen Verwerfungen der 70er Jahre überwunden glaubt. The Cure widersprechen diesen Restaurationsbemühungen nicht wirklich, legen den Finger nicht explizit auf die Brüche und Probleme ihrer Zeit, sie vertonen nur Ängste und Einsamkeit. Robert Smith wird erst nach diesem Album zumindest partiell Tonalitäten einbauen, die konventionellen Popsongs angemessen sind.

Dieses Vorgehen ist dabei eine der möglichen Verästelungen des Nihilismus der Punkbewegung. Die Aggression des ‚nicht mehr weiter‘ kann leicht zur Depression des ‚nicht mehr weiter‘ werden. Man sagt zwar noch nein, geht aber per se davon aus, dass es nicht mehr gehört wird. Punk war in extremen Maß auf die Generierung von Aufmerksamkeit ausgerichtet, auch wenn es sich dabei um eine negative handelte. Der Nihilismus der Bewegung, auch wenn er wahrscheinlich durchaus subjektiv gefühlt wurde, zielte sehr wohl auf ein Ergebnis, nämlich auf Sichtbarkeit in der Andersheit. Er mag zwar in der frühen Phase kein Programm gehabt haben, wollte aber in seiner Absage an das Hier und Jetzt durchaus Gehör finden. Er wollte Bewegung erzeugen, wollte die Veränderung und das Gebäude der Spießherren und der Gewissheiten zum Einsturz bringen. Dieser Nihilismus war außenorientiert und wollte

²⁷ Vgl. Cornelia Koppetsch – Die Wiederkehr der Konformität. Streifzüge durch die gefährdete Mitte, Frankfurt am Main / New York, Campus 2013, S. 37.

in Interaktion treten, wenn auch in eine, in der die Ablehnung durch den Anderen die Strukturen des Ganzen offen legt (damit war er genau genommen auch nicht mehr ‚echt‘ nihilistisch).

Wenn man diese Option auch noch verabschiedet, die Perspektivlosigkeit und das ‚no Future‘ aber beibehält, bleibt nur eine innerweltliche melancholische Haltung. The Cure folgten diesem Moment auf Pornography ausgiebig. Die Bewegung war erlahmt und das wird im Sinne Nietzsches auch akzeptiert – zumindest im Bezug auf gesellschaftliches Veränderungspotential. Das Ende der Geschichte wird zu einem innerweltlichen Problem, wenn auch nicht im reformerischen Sinne wie in den esoterischen Bewegungen nach 68, sondern im melancholischen.

Dabei werden hier ‚normale‘ Brüche in der Adoleszenz-Entwicklung aufgegriffen und in skizzenhaften Assoziationen der Hoffnungslosigkeit verdichtet. Die Songs sind nur Situationsbeschreibungen, Perspektivensplitter, sie führen nirgendwo hin und sollen das wahrscheinlich auch nicht (Antriebslosigkeit ist ja nun das Kennzeichen der Depression schlechthin).

Pornography von 1982 zeigt sich retrospektiv als Abschluss der Dustertrilogie von The Cure, die mit ‚Seventeen Seconds‘ 1980 begonnen hatte. Die dürr instrumentiert Platte, mit Hall über Hall in die Weite gezogen, gilt als Klassiker der Band. Die Produktion kommt einem dreißig Jahre später dürr und fast ein bisschen trashy vor. Obwohl das einen Bomast verhindert, der manche der späteren Veröffentlichungen schwer hörbar gemacht haben, trägt es nicht immer zur Überzeugungskraft der Platte bei, die in ihrer Haltung zwar der aufgesetzten Wuchtdüsterins späterer Gothic-Bands entgeht, sich aber nach über 30 Jahren beim kompletten Hören auch deswegen ein bisschen in die Länge zieht.